

Krikor Beledian

Ansprache zum 24. April 2009, Berlin

Heute hier am Gedenktag zum 24. April zu sprechen, ist für mich etwas Ungewöhnliches. Dies nicht allein, weil ein Schriftsteller für gewöhnlich schreibt und fürchtet, sich selbst zu verraten, wenn er das Wort ergreift, sondern auch, weil er die Intimität fürchtet.

Wenn auch die Katastrophe ein öffentliches Ereignis ist und die Vernichtung einer Gemeinschaft ein Völkermord, so handelt es sich zugleich auch um eine familiäre Angelegenheit. Es gibt Menschen, von denen ich nur den Namen kenne, von denen ich sonst fast nichts weiß; sie bleiben unbekannte Gesichter. In meiner Kindheit habe ich von ihrem Verschwinden gehört, manchmal von ihrer blutigen Geschichte, die mir mein Vater und meine Mutter weitergegeben haben - wie die Eltern Märchen erzählen, um ihr Kind zum Schlafen zu bringen. So hat die kollektive Vernichtung auch einen persönlichen Charakter. Von Beginn an war ich in dem Feuer einer Erzählung, einer Erzählung, die nichts Fröhliches hat, einer Erzählung, die sehr bedrückend ist. Daher ziehe ich es zumeist vor zu schweigen. Ich schweige dabei nicht deshalb, weil ich nichts zu sagen hätte – sondern weil ich sprachlos bin angesichts der Ungeheuerlichkeit des Geschehens. Ich schweige angesichts der Frage, wie man über eine planmäßige Vernichtung sprechen soll?

Welche unzähligen Zufälle, welche Wunder mußten zusammentreffen, damit dein Vater mit sieben Jahren zum Waisen, aber gerettet wurde, und deine Mutter mit drei Jahre verwaiste und gerettet wurde? Damit sie sich treffen konnten und dich auf die Welt brachten! Deine Geschichte beginnt mit ähnlichen Ereignissen, denn in deinem Ursprung ist immer zugleich Zerstörung und ein Entfliehen vor dieser Zerstörung präsent. Unser Überleben ist ein Wunder, sagte meine Mutter, nicht weil Gott eingegriffen hätte, sondern weil die Waisenkinder die Verbrechen – den Hunger, die Hitze und die Kälte, die Prügel, die Krankheiten, bekannte und unbekannte Gefährdungen – ausgestanden haben. Der bekannte Schriftsteller Hagop Oschagan, der den Völkermord überlebte, sagte einmal: Wer durch das Feuer geht, wird wie Stahl. Und doch hatte es einen Preis, durch das Feuer gegangen zu sein: Die durch das Feuer gegangen waren, haben vieles verloren, sie haben keine Identität gehabt, sie sind zu einer anderen Religion übergetreten, sie haben ihre Schrift und ihre Sprache vergessen. Aber etwas haben sie nicht vergessen: dass sie von einem Ort kamen und dass sie Deportierte sind; und wir, ihre Kinder, wurden in der Zerstreuung, in der Diaspora geboren und wir wussten, dass wir nicht in unserer Heimat sind. Was haben unsere Vorfahren uns weitergegeben? Das, was sie nicht hatten, oder das einzige, was sie hatten – die Spuren der Katastrophe?

All dem entflieht der Schriftsteller. Er möchte sich nicht der Katastrophe annehmen, er möchte nicht klagen. Denn dies ist es, was wir seit Jahrhunderten gewöhnt waren. Es wäre also nichts Neues. Der Schriftsteller schreibt. Schreiben ist eng mit dem Leben verbunden, es steht in einer Kommunikation mit den Lebenden. Denn was ist die Sprache? Sie ist zuvorderst ein Kommunikationsmittel: Nur in der Dichtung wird sie zu etwas anderem.

Doch dann geschieht etwas entscheidendes: das, was du vergessen, vermeiden möchtest, verfolgt dich und trifft dich in einem unerwarteten Moment. Für den Schriftsteller ist die Sprache jener Ort, an dem er arbeitet, an dem und durch den es ihn gibt. Dies ist der Ort, an dem er sich sicher fühlt. Du kannst Zweifel haben, aber du glaubst, dass die Sprache dir gehört. Doch gerade an eben diesem Ort geschieht es: Das, was du vergessen wolltest, erscheint. Denn die Katastrophe ist *in* der Sprache. Damit möchte ich nicht sagen, dass der Völkermord nur oder zuvorderst ein sprachliches Problem wäre. Bisher habe ich ausschließlich von der Geschichte gesprochen, man könnte auch sagen, vom Zeugnis.

Oben erwähnte ich schon, dass ich blutige Geschichten von den Überlebenden gehört habe, als ich ein Kind war. In den langen Nächten des Winters saßen die Alten am Feuer und die Kinder schliefen ein wenig entfernt von ihnen im selben Zimmer. Einer der Alten begann zu erzählen, die anderen schwiegen. Die Kleinen schliefen - oder sie taten so. Als sie eines Tages viel erzählt hatten, haben die Zuhörer geschwiegen. Eine der Frauen unseres Viertels, Frau Antika aus Erzurum – sie war stattlich, hatte weiße Haaren und hatte für uns die Rolle einer Großmutter übernommen –, unterbrach die Erzählenden: »Erzähle nicht so viel! Sie haben uns die Sprache genommen, was sollten wir noch mehr geben...? [...] Sie haben unsere Sprache geraubt.« Es ist schwierig sich vorzustellen, dass wir diese Sprache überhaupt sprechen konnten. In unseren Ohren waren alle armenischen Dialekte Anatoliens – in der Schule lehrte man uns die schöne Literatursprache. Wir sollten erwachsen werden, selbständige Menschen werden, jeder nach seiner Fähigkeit.

Wer Schriftsteller werden möchte, lernt natürlich zunächst seine eigene Sprache und dann vielleicht einige Fremdsprachen. Er kann mit diesen Sprachen die Welt ansprechen, er kann diese Sprachen bewundern und lieben, so, wie man eine gefährdete Sache liebt. Allmählich wird ihm jedoch bewusst, dass die Sprache, die er spricht, in der er schreibt, durch das Feuer gegangen ist, dass sie gerettet wurde aus der Hitze der Wüste. Aber sie ist der Überrest eines Volkes, Teil eines gestorbenen Körpers. Sie ist schön, erhaben, reich und alt. Aber sie ist eine getötete Sprache.

Ich weiß, viele werden nun widersprechen, sie werden sagen, es stimme nicht, möglicherweise habe ich das Zutreffende nicht gefunden. Aber ich habe schon zu Beginn gesagt, dass ich ein für mich zentrales und sehr persönliches Thema ansprechen werde, nämlich das Problem des Schriftstellers. Es ist kein nationales Problem, kein politisches, es ist kein intellektuelles Problem und es ist nicht einmal mehr eine familiales. Das ist *meine* Erfahrung mit der Spra-

che, mit unserer Sprache. („Unsere Sprache“ - was diese beiden Wörter alles beinhalten, und was nicht, das möchte ich hier nicht vertiefen.) Meine Sprache ist eine getötete Sprache, die Katastrophe, die, wie ich glaubte, die Geschichte einer Familie ist, drang in unseren Mund und sie riss uns die Zunge heraus, um sie zu verbrennen und in den Euphrat zu werfen. So ist die Katastrophe auch ein Problem der Sprache geworden. Anzeichen dafür sind in unserer Zeit vielfach anzutreffen, angefangen vom Sprachfetischismus, über das Bedürfnis, eine reine Sprache zu sprechen und die Anbetung des Alphabets bis zu der Huldigung der armenischen Sprache. Dies alles brauchten wir, damit wir einen Teil von dieser Sprache erhalten konnten - doch wird die Sprache so zu einer Reliquie.

Ich möchte Sie an die Worte des deutschen Dichters Friedrich Hölderlin erinnern: “Schmerzlos sind wir und haben fast / die Sprache in der Fremde verloren“.

Es ist richtig, dass wir die eigene Sprache in der Fremde verlieren, wenn der Ort verschwindet, die Heimat unzugänglich wird und sogar die Spuren derselben verschwinden. Die Sprache wird herrenlos, eine Sprache ohne Land, eine Sprache ohne Volk.

Wie sie gesehen haben, betrachte ich Sprache nicht nur als ein Kommunikationsmittel, sondern als die Grundlage von Denken und Leben. Unser Denken hat der Erfahrung der Katastrophe seinen Zoll gezahlt, den Tribut entrichtet, der ihm aufgezwungen wurde, sagt ein überlebender Schriftsteller. Ich beziehe mich dabei hier nicht auf jene Intellektuellen, die 1915 ermordet wurden. Ich meine hier jene Männer und Frauen, die unserem Denken eine Gestalt gegeben haben, die uns die Fähigkeit vermittelten, das Gegebene zu denken, es uns vorzustellen, und, wie Hagop Oschagan sagen würde, auf diese Weise die Katastrophe unserem Denken anzupassen. Bekanntlich wird Geschichte von den Siegern geschrieben, nicht - oder nur in den seltensten Fällen - von den Opfern. In diesem Fall bewahrten diejenigen Gemeinschaften, die zum Überleben der Katastrophe verdammt waren, die Erinnerung des Geschehens und sie spürten es – allerdings nur beiläufig und für sich allein. In Wirklichkeit existierten sie nicht für die Welt. Es dauerte Jahre, bis wir die Katastrophe mit der Menschheit teilen konnten, bis sie ein Gegenstand der Geschichte wurde; wir glauben, dass dies alles nicht zu verneinen ist. Doch ebenso wie das Verbrechen organisiert und realisiert wurde, sind jetzt unterschiedliche organisierte Verneinungen und Verleugnungen im Umlauf, die ein erneutes Leben verhindern sollen. Die Opfer sollen nun nachweisen, dass die Katastrophe tatsächlich geschehen ist; folglich soll das Denken der Katastrophe selbst kein Gegenstand des Denkens werden, es soll lediglich die Existenz der Katastrophe bezeugt werden. Der Schriftsteller jedoch erinnert sich mit Erschütterung und manchmal mit Verwunderung an die Vernichtung, ihm wird bewusst, dass er noch nicht in der Lage ist, das Geschehene in Worte fassen zu können. Denn wie kann ich die Katastrophe denken, wenn ich ein Opfer bin, oder wenn ich nicht existiere?

Wenn ein Schriftsteller nur eine getötete Sprache hat, was kann er tun? Soll er den Stift zerbrechen und schweigen? Soll er in einer anderen Sprache schreiben, um in dieser Sprache

Zeugnis abzulegen? Die Sprache selbst ist nicht wichtig, so könnte man sagen, schließlich, gibt es viele Sprachen auf dieser Welt, in denen man Zeugnis ablegen kann. Der Schriftsteller kann die Sprache wählen, in der er schreiben will. Und zudem: warum soll man weiter(hin) in einer Sprache schreiben, die keine Zukunft hat? Schreibe in einer Sprache, die deinem Zweck entspricht, mit der du mehr Einfluss nehmen kannst und in der das, was du sagen willst, leichter den Adressaten erreicht. Vielleicht denken die Menschen so, und vielleicht haben sie sogar recht. Aber erlauben Sie mir zu sagen, dass du - wenn du in einer beliebigen Sprache schreibst, um Zeugnis abzulegen oder einen Ursprung zu bewahren - das Schreiben einem Zweck unterstellst, - und umgekehrt wirst du selbst diesem Zweck unterstehen. Das heißt, du unterliegst für immer dem Zwang des Nachweis-Erbringens, der Logik der Verbrecher.

Doch habe ich mich entschieden, in der Sprache zu schreiben, die durch die Katastrophe ausgelöscht werden sollte. Als die Katastrophe die Sprache berührte, raubte sie sie aus dem Munde der Sprechenden. Sie vernichtete sie oder verwandelte sie in eine zufällige Erscheinung, verwandelte sie zu einer verneinten Identität. Mir als Erbem dieser Sprache blieb nur übrig, in dieser Sprache zu schreiben, in der Sprache der Katastrophe, ohne dass ich die Katastrophe zu einem Thema machen musste, ohne über den Schmerz zu sprechen, über das Leid, über die Heimatlosigkeit, über die Fremdheit, über Trauer und Weinen. Es ist kein Versuch der Bezeugung. Würde man es versuchen, in dieser Weise die Katastrophe zu bezeugen, so würde das Schreiben zu einer folkloristischen oder karnevalistischen Tätigkeit. Der Schriftsteller aber sucht nicht solche Lösungen, die ohne Zweifel wunderbar sind, aber ... sie sind auch allzu einfach! Sie werden die Toten nicht erwecken, denn der Schriftsteller ist nicht Jesus, dass er Lazarus erwecken könnte. Der Schriftsteller möchte jenes in die Sprache aufnehmen und integrieren, was ihn verneint hat, um auf diese Weise vielleicht der Sprache die Eigenschaft zu geben, die sie zu einer wirklichen Sprache macht. Eine solche Bewahrung der Sprache ist nicht anders als ein schöpferischer Akt. Ein Schriftsteller (wieder)erschafft die Sprache.

Man sollte nicht annehmen, dass ich damit die Katastrophe aufheben oder Trost spenden könnte. Denn wem sollte ich auch Trost spenden? Den Verbrechern oder ihren Nachfahren, der Generation der Verleugnung? Der Schriftsteller, der ich sein möchte, kann keine moralischen, politischen, theatralischen Gesten und Verlautbarungen oder Schuldgeständnisse, Bitten um Entschuldigung, um Erbarmen, Bitten, dem Kapitel ein Ende zu setzen, berücksichtigen. Denn all dies sind nur unterschiedliche Spielformen der Negation.

Der Schriftsteller, von dem ich spreche, ist ein Erinnernder, ein Wächter - nicht so sehr ein Wächter der Tradition, des Reichtums der Kultur und anderer für uns wertvoller Sachen, er ist vielmehr ein Wächter der zerschlagenen Sprache. Der Tote braucht einen Wächter. Es gibt manche, die schweigen, und andere, die klagen; Schreiben ist eine Art des Trauerns, eines Trauerns, das so endlos ist wie die Katastrophe immerwährend.